

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 9 (1905)

Artikel: Meine Nachbarin [Schluss]
Autor: Accolti-Egg, Mathilde
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-571996>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Jetzt ist eine versteckte Meinung darin: Der wird einmal etwas im Land.

Der, den es angeht, macht kein Wesen, arbeitet und arbeitet und hat die heimliche Fröhlichkeit in sich. Aus Luzern, wo er geschäftlich zu tun hat, bringt er eines Tages ein hübsches Buch heim, ein Geschenk für die Anna de Felice. Zu dem Buch gesellt sich nach Wochen ein silberner Rosenkranz. Den hat er der Anna in Einsiedeln gekauft.

Das Mädchen dankt und freut sich jedesmal und denkt nichts dabei. Seit sie von dem Püntiner im Land so viel Wesens machen, erscheint er ihr erst recht hoch und recht alt. Mit scheuer Dankbarkeit nimmt sie deshalb, was er ihr gibt; er macht wohl gern dem und jenem jungen Menschen Freude! Vor dem Arnold, seinem Bruder, muß eines sich weniger scheuen! Eine fröhliche Kameradschaft ist zwischen ihm und ihr aufgesprungen. Er hat den Knechten, die sonst mit ihm abends am Felicehaus saßen, einen Vorsprung abgewonnen, steht bei der Felicin gut angeschrieben, kann sich dann und wann zu den zwei Frauen in die Stube setzen, hat die Anna einmal zum Tanz und einmal im Rauen von Seewlen nach Brunnen zur Kirchweih geführt, und er ist der Bursche, der einem Mädchen gefallen kann.

„Der Arnold,“ sagt die Püntinerin zum Vincenz, „ist hinter ihr her, hinter der Anna de Felice.“

„Wann ist der nicht hinter einer her gewesen?“ fragt er lächelnd dagegen. Aber nachher wird er nachdenklich, sitzt am Tisch der Mutter gegenüber, den einen Arm aufgestützt, den Kopf vornüber gebeugt, schweigt einen Augenblick und starrt an den Boden.

„Er gäbe sie auch wohl kaum schon her, der Felice,“ beginnt die Püntinerin wieder.

Da ist es, als atme er tief auf, wie wenn ein Stein von ihm fiele. „Und zu jung ist er selber noch, der

Arnold,“ sagt er. Er empfindet nicht, daß er spricht, was er selber gern hört und daß er seiner Sache nicht sicher ist; aber er horcht doch mit heimlicher Spannung auf die Antwort der Mutter.

Die Püntinerin meint den Zeitpunkt gekommen, da sie ihn selber einmal mahnen soll, an die Gründung eines Hausstands zu denken. An die Anna denkt sie dabei nicht mehr.

„Du solltest einmal vorwärts machen!“ sagt sie.

„Ich?“ die Frage klingt hastig. Er wird dunkelrot.

„An manchem Ort könntest anklopfen,“ fährt seine Mutter ahnungslos fort; „die reiche Zauchin, die Witfrau, oder dem Säckelmeister sein Mädchen oder . . .“

Er schiebt seinen Arm langsam über den Tisch, bis er ihre Hand erreicht und drückt sie ihr nieder, einen halb verdrießlichen, halb spaßhaften Ausdruck im Gesicht. „Es tut's, es tut's,“ sagt er; dann lehnt er sich schwer in den Stuhl zurück und sieht die Mutter groß an. „Wenn ich heiraten will, suche ich mir selber eine aus,“ sagt er mit sonderbarem strengem Ernst. Die Püntinerin darf nachher kein Wort mehr sagen, so sichtbar ist es, daß etwas an ihrer Rede ihn erzürnt hat.

Der Vincenz steht bald danach auf und geht hinaus. Was die Mutter gesagt hat, macht ihm zu schaffen. Lauter bestandene Weiber hat sie ihm vorgeschlagen, in seinen Jahren stehende! Und er denkt — an eine blutjunge denkt er!

Am gleichen Abend aber geht er zur Felicin hinüber und trifft sie mit der Anna in der Stube. „Gespielt wird im Theater drüben in Beckenried am Sonntag,“ sagt er. „Kommt Ihr mit mir, Ihr beide?“

Als sie nicken und zusagen, entfernt er sich leichteren Herzens, als er gekommen ist. Er weiß jetzt, daß er sich rühren muß, wenn er, der Alte, neben den Jungen bestehen soll.

(Fortsetzung folgt).

Meine Nachbarin.

Nachdruck verboten.

Novellette von Neera. Autorisierte Uebersetzung von Mathilde Accolti-Egg, S. Felice a Cancellio.

(Schluß).

Die Tür war geschlossen, und der Schlüssel war nicht im Schlüßelloch. Somit war meine Nachbarin ausgegangen, und zwar ohne „Waterproof“; sie mußte ihn mit Stieknadeln zugeheftet haben, was ich, wenn ich an die harmonische Ordnung des holden Persönchens dachte, entschieden ausschließen mußte. Mit oder ohne „Waterproof“, sie war ausgegangen! Unwillkürlich seufzte ich bei dem Gedanken.

Indem ich die Knöpfe, die mir so wenig gedient hatten, abtrennte, horchte ich auf jedes kleinste Geräusch, das von der Treppe her kam, in der Hoffnung, den leichten Schritt meiner Nachbarin zu vernehmen.

Wie ich erwähnte, war es Sonntag, und die Hausbewohner, fast ausschließlich Arbeiter oder Angestellte, benützten den Ruhetag, um spazieren zu gehen. Viele waren zum Mittagessen aufs Land gegangen, in eine jener Wirtschaften, die das Entzücken des Armen sind; andere hatten sich in Staat geworfen,

um ins Theater, an die Promenade oder bei Bekannten zum Lottospiel zu gehen.

Nach und nach entfernten sich alle. Die Wohnungen schienen vereinsamt und verlassen. Nur ein armer Buckliger, der in der Manjarde über mir wohnte, unterbrach die allgemeine Stille, indem er mit krächzender Stimme sang:

„So herzlos gehst du fort, mein Lieb,

„So herzlos, so herzlos . . .“

Schließlich stimmte ich, fast unbewußt, in den Refrain ein:

„So herzlos, so herzlos . . .“

Die Knöpfe waren alle abgetrennt. Ich fädelte sie an ein Rosajohnürchen, mit dem sehulichen Wunsche, meine Nachbarin möchte bald nach Hause kommen, damit ich sie ihr zurückbringen könnte.

Aber meine Nachbarin kam nicht; der Bucklige sang unbeirrt weiter: „So herzlos, so herzlos . . .“ und ich wiederholte:

„So herzlos, so herzlos . . .“ bis ich ein Geräusch auf der Treppe vernahm. Ich eilte hinaus. Es waren aber zwei alte Jungfern vom dritten Stock, die auswärts gegessen hatten und jetzt mit je einer Düte Backwerk nach Hause kamen.

Auch die übrigen Hausbewohner fanden sich nach und nach wieder ein. Die Lichter wurden ausgelöscht. Auch der Bucklige hörte auf zu singen.

Und ich, Werte Leser, ging zu Bett.

Doch vorher — und dadurch hoffe ich meine freundlichen Leserinnen zu versöhnen — vorher schrieb ich noch auf einen eleganten, glänzenden Briefbogen (es war englisches Papier und unliniert) diese drei Worte: „Guten Abend, Nachbarin!“

Ich ging ganz leise hinaus und steckte den Bogen ins Schlüsselfloch.

Eine gewisse Aufregung verhinderte mich am Einschlafen. Heitere und trübe Visionen tanzten unaufhörlich vor meinen Augen. Umsonst nahm ich mir vor, ruhig zu schlafen und an die Arbeit, die meiner am folgenden Tage harrte, oder an die Ankunft einer großen Ladung Ceylonzimmt zu denken.

Jetzt öffnete sich die Haustür; sie schloß sich mit einem raschen Geräusch, das entweder auf eine lange Praxis oder auf große Eile hinwies. Zwei Personen kamen die Treppe herauf und blieben auf meinem Treppenaßatz stehen. Mein Herz schlug heftig, gerade wie ein Glockenschwengel gegen die Glocke.

„Ich bitte Euch, haltet Euch an die Vorschriften des Arztes und, wenn Gefahr vorhanden, kommt sofort mich holen!“

Es war die milde, freundliche Stimme meiner Nachbarin, die ich hörte. Eine andere Stimme, die aus einem zahnlosen Mund kam, erwiderte: „Seien Sie unbesorgt! Im schlimmsten Fall werden wir uns erlauben, Ihre Güte in Anspruch zu nehmen! Gott möge es Ihnen lohnen! Morgen werde ich Ihnen den Schlüssel zurückbringen.“

Ein schwerfälliger Schritt verhallte, sich langsam entfernend, von der Treppe her, während die Tür meiner Nachbarin aufging.

Ich fragte mich ängstlich: Hat sie das Billet wohl gefunden? Wieder lauschte ich. Aber, macht etwa die Schwalbe, wenn sie ihr lebhaftes Köpfchen unter den Flügel steckt, Geräusch?

Sie war die Schwalbe jenes Nestes, sie, so lieb und bescheiden und so anziehend!

Sie war also zu einem guten Werk ausgegangen, hatte einen Kranken besucht. Ich fühlte mich glücklich und zufrieden, mir über ihr langes Ausbleiben keine bösen Gedanken gemacht zu haben. In meinem Geist war das Bild meiner Nachbarin mit der größten Achtung verbunden.

Als ich endlich einschlafen konnte, war es schon sehr spät. Ich schlief ruhig.

Am folgenden Morgen begab ich mich frühzeitig ins Geschäft. Der Tag schien mir endlos zu sein, und Fräulein Jakob, die mit einem Geraniumblatt am Busen, das ich später am Knopfloch des jungen Amerikaners wieder erkannte, an mir vorbeiging, war mir nie so häßlich vorgekommen.

Als ich im Begriff war das Bureau zu verlassen und damit beschäftigt, mit dem Ärmel über meinen Hut zu fahren, um die aufstehenden Haare zu glätten, näherte sich mir Herr B. P. Jakob mit befriedigtem Lächeln, und mir mit seiner breiten, parfümierten Hand freundlich auf die Schulter klopfend, rief er aus: „Unsere Bilanzrechnung ist also abgeschlossen. Im Verhältnis zum letzten Jahr haben wir diesmal einen Mehrertrag von zweihunderttausend Franken. Ihre zwölfhundert Franken rücken dadurch auf zweitausend Franken hinaus, und wer weiß . . . wer weiß . . .“

Vergnügt wie ein Hering (an einem freien Sonntag will ich doch einmal in „Buffons Naturgeschichte“ nachschlagen, aus welchem Grund die Heringe vergnügt sind), dankte ich meinem Prinzipal, und den Weg rasch zurücklegend, eilte ich in wenigen Sprüngen die lange Treppe hinan bis zu meinem Zimmer.

Der Bucklige sang diesmal ein zartes Lied, recht pathetisch und sentimental . . . War es die Stunde? War es meine Gemütsstimmung? Jenes Liedchen schien mir himmlische Musik zu sein. Es begann mit den Worten:

„Ach, wenn du mich liebst, so sag' es . . .“

Ganz gerührt, erfreut und doch zitternd, trat ich an die Tür meiner Nachbarin mit den am Nasaschnürchen sorgfältig eingefädelt Knöpfen. Ich klopfte leicht an, und das Stimmchen, das mir schon so teuer geworden, antwortete:

„Wer ist's?“

„Ich bin's, Ihr Nachbar! Wollen Sie mir öffnen?“

„Treten Sie nur ein, die Tür ist offen!“

Ich fand sie sitzend, mit dem Rücken gegen mich gewendet. Wie es schien, nähte sie sehr eifrig; denn, ohne aufzublicken, forderte sie mich mit einer graziösen Bewegung zu sprechen auf.

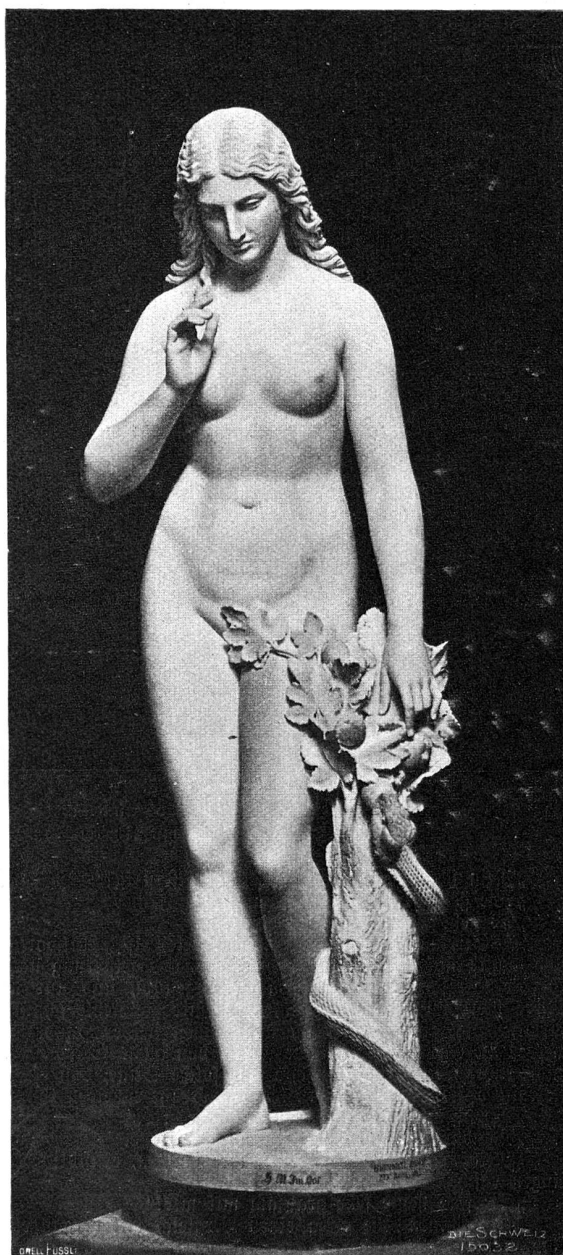
So sagte ich denn, daß ich gekommen, um ihr die Knöpfe zurückzuerstatten, daß ich's schon am vorhergehenden Abend getan, wenn . . . Dabei erinnerte ich mich meines Briefs und sah sie deshalb aufmerksam an, um auf ihrer Physiognomie zu entdecken, welchen Eindruck er auf sie gemacht haben mochte. Aber sie neigte das Gesicht tief auf ihre Arbeit, und zwar absichtlich, wie es mir schien.

Gestern ging ich noch aus. Man holte mich zu einer kranken Frau, die ich kannte und die vom Schlagfluß getroffen wurde, da niemand da war, der ihr beistehen konnte.“

„Sie sind so gut und edel!“

„Das ist keine Güte, sondern einfache Menschlichkeit!“

„Und Sie hatten nicht einmal ihren ‚Waterproof‘; denn ich . . .“



Eva. Nach der Statue von Heinr. Max im Hof, 1864 von der Schweiz. Eidgenossenschaft erworben und ausgestellt im Bundeshaus zu Bern.



Jakob und Rabel.

Nach der Marmorgruppe von Heinrich Max Im Hof (1798—1869).

„Mein schwarzer Shawl genügte vollständig!“

„Wie geht es jetzt wohl jener armen Frau?“

„Es geht ihr schon besser, danke.“

Die Stimme klang freundlich. Aber welch' eilige Antworten! Ich wußte nichts mehr zu sagen. Meine Begeisterung nahm ab, die Herzschläge waren weniger ungestüm, und nur mit Mühe hielt ich das Schluchzen, das mir die Kehle schnürte, zurück. Die Knöpfe hielt ich noch immer in der Hand. In meiner Verlegenheit betrachtete ich sie von allen Seiten. Sie nähte ruhig weiter. Es herrschte eine solche Stille, daß ich den Refrain des Bucktigen genau hören und unterscheiden konnte:

„Ach, wenn du mich liebst, so sag' es . . .“

„Nachbarin!“ flüsterte ich, demütig bittend.

„Mein Herr?“ antwortete sie, ihre schönen, ernstblickenden Augen rasch aufschlagend.

„Sie sind heute sehr grausam mit mir!“

„So, können Sie etwa einen Vergleich mit vergangenen Jahren machen?“

Mit dieser feinen, aber spizen Bemerkung wollte sie mich daran erinnern, daß ich sie erst seit gestern kannte. Allerdings erst seit gestern; aber welch' weiten Weg hatte sie in meinem Herzen zurückgelegt! Und das Herz bestimmt die Gefühle, nicht die Zeit.

„Fräulein,“ hub ich wieder an, „Sie haben Mitgefühl für die physischen Leiden, sollten Sie etwa für die seelischen keines empfinden, auch wenn das leidende Gemüt Ihnen nicht bekannt ist?“

„Wenn Sie von sich selbst sprechen, so finde ich den Herzenserguß sehr sonderbar! Haben Sie nicht eine ‚Andere‘, die alles Recht dazu besitzt, wie auch die Pflicht, Sie zu trösten?“

„Ich verstehe, Sie deuten auf meine Verheiratung hin. Doch diese Hochzeit wird nicht stattfinden! Weder heute noch in Zukunft . . .“

Unmöglich kann ich den Blickstrahl, der in den Augen meiner Nachbarin aufleuchtete, beschreiben! Wie in einer dunkeln Nacht erhellte er mir den Weg, den ich zu gehen hatte!

In einem Augenblick wurden die Rollen vertauscht! Sie war nicht mehr stolz, sondern wurde wehmütig, und meine Wehmütigkeit ging in Freude über. Ich fuhr fort:

„Ist eine Ehe ohne Liebe möglich? Können Sie sich etwas Ähnliches denken? . . . Ich liebte ja Fräulein Jakob nicht!“

Kaum hörbar klappten ihre Lippen:

„So spät erst haben Sie es eingesehen?“

„Die Wahrheit erkennen wir manchmal erst, wenn wir Vergleiche anstellen. Wir wähnen uns gelehrt, bis das weitere Studium uns von unserer Unwissenheit überzeugt . . . Und dann . . .“

Ich wurde dreister, rückte meinen Stuhl näher an sie heran und erfaßte ihre Hand.

„Dann heißt es das Verlorene nachholen!“

Dabei senkte ich meine Augen tief in die ihrigen, drückte ihr leidenschaftlich die Hand, und sie sah mich freundlich und ergrieffen an.

Ein unsichtbarer Engel schwebte zwischen uns.

„Mein Herr,“ sagte sie dann, ihre Hand zurückziehend, „es ist nicht recht von Ihnen, sich über ein armes Mädchen lustig zu machen!“

Sie glaubte dies aber selbst nicht; denn meine Blicke sagten ihr, wie falsch sie mich beurteile und wie innig ich sie liebte. Liebevoll legte sie die Hand in die meinige.

„Nachbarin, glauben Sie an das Schicksal?“

„Gewiß, ohne Zweifel! Es ist die Gottheit der Zukunft, oft der einzige Trost der Vergangenheit!“

„Und glauben Sie an das Schicksal, das uns auf denselben Weg führte, um . . . um . . .“

Ich wußte nichts weiter. Sie unterbrach mich lachend:

„Wir kommen im Leben mit so vielen Men-

schen zusammen! Oft geht man ein gutes Stück Wegs miteinander, um sich dann mit freundschaftlichem Händeschütteln zu trennen . . . Was wir

jetzt auch tun müssen, Nachbar; denn es ist schon spät!“

Es war auch wirklich schon dunkel geworden. Graue Schatten legten sich auf die blendendweißen Fenstergardinen. Sie hörte auf zu arbeiten und gab mir dadurch zu verstehen, daß ich mich zurückziehen sollte.

„Sind Sie meiner überdrüssig?“

„Aber, nein . . .“

Es folgte eine kurze Pause, die sie in große Verlegenheit brachte; ich rief aus: „Ich dachte . . .“

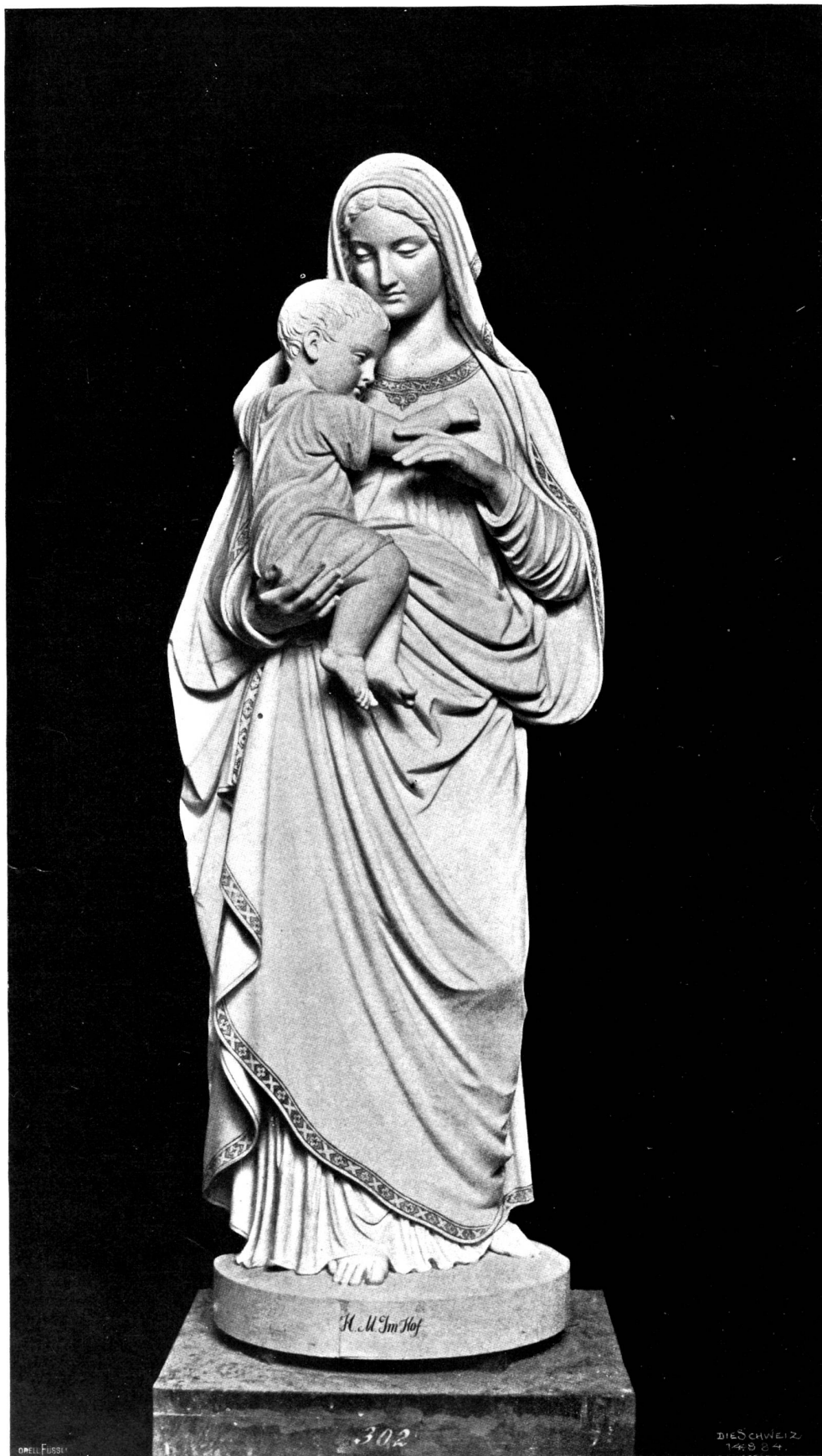
Sie fragte mich nicht, woran, und ich fügte hinzu:

„Ich dachte, daß ich so einsam in der Welt dastehe und mich nie so vereinsamt fühlte wie diesen Abend.“

Augenscheinlich lag im Ton meiner Worte eine große Aufrichtigkeit; denn sie antwortete mit reizender Anmut:

„Ich möchte Ihre Schwester sein!“

Mein Herz lief über vor Entzücken. Sengende Lava pulsierte in meinen Adern, und die zunehmende Dunkelheit machte mich dreist.



Madonna.

Nach der Statue von Heinrich Max Im Hof (1798—1869).

„Ja, das ist ein süßer Name; aber die Liebe hat einen noch süßern erfunden...“

Ich fühlte ihren raschen heißen Atem und ihre Hand in der meinen zittern. Ich wagte, ihre Fingerspitzen zu küssen.

Sie schrie auf wie eine aufgeschreckte Gazelle; ich aber beruhigte sie mit einem zweiten Kuß...

Bekanntlich heilen Brandwunden mit noch mehr Feuer am schnellsten.

Der erste Schritt war gemacht. So wurde ich denn mutiger und bekannte ihr, was man in ähnlichen Fällen, auf fast dreißig-jähriger Suche nach der wahren Liebe, sagen kann.

Erst wendete sie dies und jenes ein, sprach mir von Fräulein Jakob, von meinen Verpflichtungen ihr gegenüber, von meiner Stellung, und endlich erklärte sie, das Haupt senkend:

„Ich bin arm...“

Als Antwort darauf schloß ich sie in meine Arme und sagte: „Wir wollen unsere beidseitige Armut zu zukünftigem Reichtum vereinigen!“

Inzwischen war es ganz dunkel geworden. Ueber uns zündete der Bucklige sein Licht an. Sie entwand sich meiner Umarmung, und einen Augenblick später erleuchtete das milde Licht einer Kristalllampe das trauliche Kämmerchen, wie ich mir's in jungen Jahren immer vorgestellt hatte.

Wie hatte ich nur, so nahe beim Glück, dieses anderswo suchen können?

„Vielleicht ist's aber besser so, besser, besser!“ rief ich entzückt aus, vor Freude die Hände reibend.

„Was haben Sie nur?“

„Ich, ich bin fünfunddreißig Jahre alt, habe zweitausend

Franken Gehalt und eine unwiderstehliche Lust, Sie zu heiraten...“

Bei dieser so unerwarteten Erklärung erblaßte meine Nachbarin, die jedoch ruhig erwiderte:

„Sie haben gewiß noch nicht an die Folgen dieses raschen Entschlusses gedacht?“

„Nein, es ist kein rascher Entschluß! Vom Augenblick an, da ich Ihre Stimme hörte, fing ich an, Fräulein Jakob zu hassen, die ich, nebenbei gesagt, nie geliebt. Sie sind das ideale Weibchen, die Gefährtin, nach der mein Herz schmachtet für den Rest des Lebens, für die Jahre, die uns beschert sein werden, und für den Frieden, der unsere Liebe segnen wird. Nachbarin! Alles auf der Welt ist Illusion, alles vergeht, alles endet! Aber zwei Herzen, die warm und aufrichtig für einander schlagen sind keine Illusion und können das Glück herausfordern! Lieben wir uns! Gibt es denn außer der Liebe etwas Schöneres, etwas Wahreres, etwas Heiligeres?“

Eine Träne zitterte an ihrer Wimper; aber es war nicht mehr dunkel, und ich wagte nicht, sie zu trocken.

Eine halbe Stunde später hüpfte ich wie ein Knabe in mein Zimmer hinüber und tanzte und sang bis spät in den Abend hinein, d. h. bis die zwei alten Jungfern aus dem untern Stock, mit dem Besenstiel gegen die Diele klopfend, mich zum Schweigen aufforderten.

So endete jener wichtige Tag, und wenn meine Leser nichts dagegen haben, schließe ich meine Erzählung. Den legalen Abschluß davon finden sie auf dem Kirchenregister und auf dem Zivilstandsamt, Abteilung „Trauungen“, beim Datum 11. April 1895 verzeichnet.

Heinrich Max Im Hof.

Nachdruck verboten.

Mit Bildnis und zehn Weitergaben von Werken des Künstlers.

Im Hof stammte aus dem Kanton Uri: er ward im Jahr 1798 zu Bürglen geboren. Seine Eltern lebten in bescheidenen Verhältnissen. Während in frühern Jahrhunderten die Familie Im Hof auch im politischen Leben eine Rolle gespielt hatte, führten jetzt die Vorfahren unseres Bildhauers mehr ein Hirtenleben, und die Dorfschule in Bürglen, die zudem nur im Winter besucht wurde, war seine Erziehungsanstalt. Vom frühesten Knabenalter an wurde Im Hof von allem, was Musik und bildende Kunst betraf, aufs lebhafteste angeregt. Er versuchte sich früh im Gitarrespiel, und seine Liebhaberei war zu zimmern, schreimern und schnitzeln. Zu landwirtschaftlichen Arbeiten hätte er seiner etwas schwächlichen Körperbeschaffenheit wegen nicht wohl getaugt; dagegen hatte jedermann Freude an seinen Schnitzarbeiten, und in der Schule zeichnete er sich durch Fleiß, Geschicklichkeit und gutes Betragen aus. Der Lehrer Xaver Triner erteilte ihm denn auch außer den Schulstunden noch besondern Zeichnungsunterricht. Als etwa fünfzehnjährig konnte Im Hof dank den Bemühungen seines Onkels, des Pfarrers Im Hof in Seedorf, bei dem bekannten, damals in Kerns (Obwalden) lebenden Holzbildschnitzer Albat, der aus Tirol hiehergezogen war und bereits einen ziemlichen Ruf besaß, als Lehrling eintreten und hatte als solcher vier Jahre bei diesem Meister zuzubringen. Albat ist namentlich bekannt durch seine Bären auf dem Murtentor in Bern; viele seiner Kunstzeugnisse finden sich auch in katholischen Kirchen, und das schweizerische Landesmuseum besitzt von seinen Arbeiten u. a. eine Tellgruppe. Hier arbeitete unser junge Bildhauer mit Eifer und angestrengtem Fleiß; er eignete sich die zum

gewählten Beruf nötigen technischen Fähigkeiten an, wie Modellieren, Formen, auch Bearbeiten des Marmors, Malabasters und anderer Steinarten, und vervollkommnete sich im Zeichnen; freilich genügte die Anleitung, die er erhielt, nicht, um den strebsamen Jüngling für etwas Höheres auszubilden und ihn in die Gehege der Kunst einzuführen.

Nun trat aber ein Ereignis ein, das Im Hof den Weg zu einer höhern künstlerischen Ausbildung öffnete. Dr. J. G. Ebel, der gründliche Kenner und treffliche Beschreiber unseres Landes, hielt sich einige Tage in Altorf auf, hörte von dem talentvollen jungen Lerner und bekam auch einige seiner Schnitzarbeiten zu sehen. Ebel lernte den jungen Mann kennen und veranlaßte ihn, nach Zürich überzusiedeln. Der Doktor und einige mit ihm befreundete Zürcher nahmen sich seiner an von Anfang an und blieben ihm denn auch durch ihr ganzes Leben hindurch zugetan. Sie nahmen warmen Anteil an seinem künstlerischen Entwicklungsgang, förderten ihn, wo es not tat; dafür bewahrte er ihnen auch zeitlebens seine Anhänglichkeit und Dankbarkeit. Im Hof fertigte nun namentlich Reliefbildnisse in Malabaster, die, wenn sie auch noch nicht allen Anforderungen der Kunst entsprachen, doch meist sehr ähnlich ausfielen. Im Jahr 1819 besuchte der damalige Kronprinz von Preußen, der nachherige König Friedrich Wilhelm IV., Dr. Ebel in Zürich. Dieser hatte dem hohen Reisenden, wie dies auch in ähnlichen Fällen geschah, einen Plan für seine Schweizerreise zu entwerfen und erteilte ihm dafür seine sachkundigen Räte. Er stellte u. a. auch unsern jungen, talentvollen Künstler dem Kronprinzen vor. Im Hof



Heinrich Max Im Hof (1798—1869).